



3. Blatt.

Landsberg (Warthe), 1927.

Nr. 1.

Landsberger Straßenleben im vorigen Jahrhundert.

Von Otto Kaplid.

Das Anschwellen des Straßenverkehrs hat den Magistrat neuerdings zu einschneidenden Maßnahmen veranlaßt. Früheren Zeiten waren derartige Mäße unbefannt, und selbst vor wenigen Jahrzehnten noch trugen die Straßen unserer Stadt das Gepräge ruhiger Beschaulichkeit. Das zeigt uns ein Bild in die Straßenordnung vom Jahre 1843, die sich im hiesigen städtischen Museum befindet.

Wie sehr zu jener Zeit schon sämtliche Straßen der Stadt gepflastert, an beiden Seiten des Fahrdammes nicht sich ein Kinnstein entlang, der zur Aufnahme des Regenabflusses bestimmt ist. Seine bequeme Lage vor den Häusern läßt ihn jedoch auch zu allerlei weniger appetitlichen Zwecken geeignet erscheinen, was die Keimzelle der Straßen wie den Abfluss des Wassers sehr beeinträchtigt. Das Pfeisvieh und Färter ließen Abwässer hincinfallen, sie schließ sich noch zu ertragen. Unangenehmer ist schon, wenn Seitenflüßer oder Geeder die überfließenden Abwässer ihres Gewerbes in den Kinnstein befördern. Besonders häufig geschieht das — in Rücksicht auf das nachende Auge des Gesehes — in den an die Mauer grenzenden Hinterstraßen, wo sogar Lumpen, Scherben und freiziehende Tiere den Lauf des Wassers hemmen. Immer wieder muß der Magistrat eilen gegen das unerlaubte Aufschütten von Mistviechern auf die Straße und in den Kinnstein, gegen das Auskipfen dieser notwendigen Gesehäre an den öffentlichen Brunnen und gegen die Vermureinigung der Wege durch menschliche Exkremente. Die Verletzung der Fäkalien war überhaupt einer der schwierigsten Punkte städtischer Stadtwirtschaft. Der gewundene und schiefherberlein einzig erlaubte Ort für diese Dinge war die Dungsgrube auf dem Hofe. Wer aber keinen Hofraum hatte? Da mußte das tiefe Bett der Warthe herhalten, und der Magistrat mußte, um Schmutzwasser zu verfallen, wohl oder übel seine Genehmigung dazu geben. Unterhalb der Stadt, in der Gegend der heutigen Gerberstraße, befand sich die vorgerichtete „Klärstation“, wo im Sommer von 9 bis 4 Uhr nachts, im Winter von 9 bis 5 Uhr die verschmutzte und wässrige Abfälle am Wartheufer abgelassen war — noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Die Straßen zeigen das friedliche Bild einer beschaulichen Dandwörter- und Wirtschaft. Noch liegt behagliche Gemüthsruhe über dem Leben des Bürgers, der einen großen Teil seiner tätigen Arbeit auf der Straße verrichtet. Morgens beim ersten Sonnenstrahl eilen Frauen und Mädegen zu den zahlreich vorhandenen Brunnen oder zum Fließ, um frisches Geseh mit der Magdalin zu waschen und das für

Haushalt und Wirtschaft unentbehrliche Nah zu schöpfen. Manche Arbeit wird auch gleich hier am Brunnen verrichtet, obwohl es verboten ist; man wäscht, man scheuert, man spült. Bald erdrückt durch Geseh und Wäde das lustige Horn des Stieres, und überall öffnen sich die werten Hofställe um das liebe Vieh zur Weide hinauszuweisen. Diese Viehherden bereiten dem Magistrat viel Sorge, da sie sich dem städtischen Geseh durchaus nicht einfügen wollen. Zwar sucht er nach Kräften Wandel zu schaffen; aber die Wäde setzen sich durchaus nicht an die Vorkehrung, nur den Fahrdamm zu benutzen, hindern dauernd den Verkehr und lassen überall an dem Bürgerheide die äbsten Spuren ihrer nie ruhenden Verwundungstätigkeit zurück. Zwar sucht die Stadterwaltung sie wie heuteutage die Langholswagen gänzlich aus der inneren Stadt verbannt. Der Stier durfte noch mehr nur noch im Vogen südlich um die Stadt herumtreiben, alle anderen Straßen wurden ihm verboten, vor allem auch die junge, vornehm Straße durch die Neustadt.

Bei einem Gange durch die Stadt am Vormittage sieht man überall fleißige Leute ihr Tageswerk verrichten. Dort steht auf der Straße der Danklos, und die Schläge des Vieles halten fest von den Wänden der Häuser wider. Hier segnen Wagengeheule und Mädegen und veratzen die Wertzeit des Stellmachers, der hochgeschätzt mit dem Waschen eines Wagens beschäftigt ist. Aus der Seitengasse tönt der fremdbildige Hammerklang der Schmiede; ungebüßig schäpelt der auf dem Fahrdamm schiefgeschloßte Gaul das Pfalter, daß die Funteln fliehen. Aufschrei dampfen vor den Häusern frische Dandwogen, und häufig begegnet man den Wägen, die die wertvolle Gottesgabe dem Felde zutragen. Vor den Gesehällen halten in langer Reihe die Kaufmannshäuser, und woffig schuppen die schwarzen Pferde in den bereitgestellten Futtertrögen. Auch die Frauen find nicht müde. Von ihrem Streich zeugt die blendend weiße Wäde, die brei und da in den Hinterstraßen flattert, und die Stadtwäde hat ihre Not mit Weiderinnen und Spinnerinnen, die für ihre Leinen und Garn die sonnige Zugluft des Warthebächen-geländes bewahren wollen.

Der Verkehr auf den Straßen ist lebhaft, und wenn auch weder Straßenordnen noch Autos ihn gelähmt, so zwingt doch die Enge der Gassen und die großen einsam gelegenen Bürgerheide zu ordnenden Maßnahmen. Dazu hin-

bern noch vielfach hervorhebende Kestlerhülle, Treppan, Stulen und vorgebaute Kramläden Dandel und Wandel. Der Magistrat geht energisch dagegen vor und erlaubt ihre Verhehaltung nur noch in besonderen Fällen. Ungeheuerliche Benutzung der Fußgängerwege durch Fußweber, Reiter, Dandlaren, Gepackträger wird gegen-über, jedes schnellere Tempo innerhalb der Stadt ist untersagt. An besonderen Gesehspunkten, auf Brücken, in sehr engen Straßen, bei Menschenansammlungen, müssen sich die Fußwege im Schritt bewegen. Entgegenkommende Fußgänger warten der Jurtz der Ruffcher, die so lange halten müssen, bis der Weg frei ist! Spiegel dürfen nicht unverhüllt über die Straße getragen, auch nicht an den Wänden angebracht werden, da durch die darauf fallenden Sonnenstrahlen die Pferde scheuen könnten! Aus denselben Gründe ist den Kindern das „Geseh der fliegenden Drachen“ sowie das Wallspiel verboten. Blumenbreiter sollen ein 6 Zoll hohes Gelände haben. Den besonderen Gesehären des Winters gelten Bestimmungen über das Aufheben der Kinnsteine und das Beileiten der städtischen Schlitterbahnen. Den Schnee von den Dächern herabzuwerfen, ist nur mit polizeilicher Genehmigung oder bei plötzlich eintretendem Lawetter erlaubt mit der Warthe, das jedoch nicht unter auf der Straße „ein unverlässiger Mensch“ zur Warnung der Vorübergehenden ausgelegt wird. Den bösen Rufen steht der Magistrat scharf auf die Finger. Den Missetätern, die mit Färbereien, Wasserbrei und Windbüchsen fliehen oder mit Steinen schleudern, droht keine ernstlicher Strafe die Eingelung der „verhältnißmäßig gedehnten Instrumente!“ Kleinen Kindern ohne Aufsicht ist der Aufenthalt auf der Straße überhaupt verboten.

Seit Erlass dieser Polizeiverordnung sind noch nicht drei Menschenleben vergangen; aber sie haben das Straßenbild so grundlegend geändert, wie es Jahrhunderte nicht vermocht hatten. Fast sind die alten, engen Straßen unserer kleinen Warthe Stadt den Anforderungen des modernen Verkehrs nicht mehr gewachsen. Daher sind die Straßen verhältnißmäßig Anordnungen im Interesse der Sicherheit der Bürgerheide nur zu begründen. Uebrigens: nicht nur das Rathaus war früher klein, und nicht nur der Herr Stadtbaurat hatte ein farbenfrohes Herz, „Wohnhäuser und andere an der Straße stehende Gebäude, Säune usw. dürfen nicht schwarz punktelig oder ganz weiß abgemalt werden“ — so bestimmte die Straßenordnung von 1843!

Friedrich der Große als Jäger in der Mark.

Mitgeteilt von Hans Supfied.

Friedrich der Große glänzte auf dem Schlachtfeld, in diplomatischen Verhandlungen und in Gesellschaften als Philosoph von Sanssouci. In seiner Eigenschaft als Fürst unbedingte um „divertissement“ eines Fürsten — aber von jagdlichen Erfolgen des Siegers von Dohmkefrieberg hat man nie etwas gehört.

Selbstverständlich brachte seine Stellung den Fürsten und König in Verbindung mit dem Weibervort und in der Nähe seiner Jagdplätze, um den Vater zu verfolgen, besonders beehrte gemein zu sein, noch ausgen den Anschein des positionierten Jägers zu erwecken. Den heillosigen Friedrich Wilhelm I. konnte der Kronprinz aber nicht über seine innere Stellung zum Jagdwesen täuschen, und im Anti-Machiavel hat Friedrich der Große um verfallt Kenntnis von seiner Meinung gegeben. In dieser philosophisch-historischen Streitschrift schreibt der König n. a.: „Wie schwach sind die Gründe, aus welchen Machiavel den Fürsten Jagd empfiehlt. Nach seiner Meinung werden sie dadurch die Lage und die Bewegungsveränderung des Fürsten kennen. Wenn ein König von Frankreich oder ein Kaiser auf diese Weise seine Staaten kennen lernen wollte, so würden sie ebensowohl Jät für ihre Jagden verwenden müssen, als das Weistill für den Umfassung der Erde. Die Jagd ist eines der innersten Vergnügen, welche dem Körper Bewegung verschaffen, aber auf seine Weise zum Geiste sprechen. Sie besteht in dem brennenden Machiavel, irgend ein Tier zu verfolgen und in einer grausamen Genußnahme, es zu töten. Es ist eine Grabschuldheit, die den Körper robust und gesund macht, den Geist aber drach und ohne Kultur liegen läßt.“

Ueberdies ist die Jagd auch von allen Vergnügungen diejenige, welche am wenigsten den Fürsten anseht. Sie können ihre Pracht auf Hundert für ihre Untertanen möglicher Weise vermindern, ohne den Reiz zu verlieren, der kommt, daß der Herrschaft von der Jagd zu ruhe ruiniert, so können sie die Sorge, diese Tiere zu erlegen, den Reuten überlassen, die dafür bezahlt sind. Fürsten sollen sich billigerweise mit nichts beschäftigen, als mit der Sorge, sich zu unterrichten und zu regieren. Je mehr Kenntnisse sie erwerben, je mehr werden sie eine richtige Idee von ihrem Verhalte bekommen und demgemäß auch handeln können.

Vor allen Dingen muß ich dem Machiavel antworten, daß es keineswegs nötig ist, ein Jäger zu sein, um auch ein großer Feldherr zu werden. Hannu Robst, Prinz Eugen, denen man gemäß dem Reuten bekümmert, und geschickter General nicht abbrechen wird, waren keine Jäger und nirgendes sieht man, daß César, Alexander oder Scipio es gewesen.

Selbstverständlich wurden dem königlichen Soze auch während der Regierungzeit Friedrichs des Großen Jagden veranlaßt, aber Friedrichs Teilnahme daran war mehr „betrachtender“ Natur. Es ist nicht ausgeschlossen, daß ein förderlicher Grund bei dieser Zurückhaltung eine nicht unbedeutende Rolle spielte, der König war nämlich sehr hinsichtlich und schrieb 1742 an Jordan, der ihm Bericht über den böhmischen Feldzug nachgeschickt hatte: „Ich danke Dir für die Augen, die Du mir schickst; das sind wahrhaftig Augen für einen Fürsten.“

Die Broschüre Versuch schon 1802 feststellte, hat der König nie Jagdwunde befallen, und nach der Meinung dieses fernstestischen Historiographen hat Friedrich der Große Fasanen, Rebhühner, Hebe usw. im Potsdam-Sanssouci nur ausgiebig um die Landstätt zu töten. Nur angedeutet am Ende des 18. Jahrhunderts des Werdungs soll eine Fortsetzung des Königs dem Regimentskommandeuren anempfehlen, den Offizieren, wenn sie auf die Jagd gehen wollten, den Urlaub nicht zu verweigern; ein unbedingter Verächter des Weibervorts ist Friedrich der Große also nicht gewesen.

Die erste Beschäftigung des jungen Fürst mit der Jagd findet sich schon im Jahre 1719, als der achtjährige Knabe seinem Vater nach Potsdam schreibt: „Gestern, den 6. Oktober, ich in einen Döten mit meinen neuen Hunden geht“, welche ich mir auf Papas Gesundheit verkehren werden.“

Mit diesen „neuen Hunden“ hat es übrigens eine besondere Bewandnis, der junge Fürst ist wohl aus Freude über den Haken etwas verzeiglich gewesen, denn am 14. Oktober schreibt er an Friedrich Wilhelm: „Ich habe heute mich mit der schönen Koppel Dunde, so mein lieber Papa mir durch Mon, Schließen geschenkt.“

Gerade ein Jahr nachher, am 8. Oktober 1720, bezeugen wir dem Kronprinzen schon als Schützen, denn er schreibt seinem Vater aus Berlin: „Ich bin auf der Jagd gewesen und habe mein erstes Stück im Kugel geschossen.“ Dasselbe widerholt sich am 1. März 1721, wo er ohne Erwähnung des Ortes seinem Vater schreibt: „Vorgestern bin ich auf der Jagd gewesen.“

Während der Zeit der Gefangenschaft in Sankt in gab es für den Kronprinzen natürlich keinen Jagden. Aber später, als er nach der Verführung mit dem Vater in die Umstände gefällig eingeweiht wurde, amlet er auf der Jagd die Luft der Freiheit:

„Gestern, den 1. September 1731. Vergangenen Montag bin ich auf der Eute jagd beim Oberst Wreath (Tampel) gewesen, habe aber oft gefehlt und nichts geschossen. Ich habe auch nachgehends nach einem Hirsche und nach einem Schmalzieger geschossen; weilen mir aber die Hirsche in der Hand ein paar mal losgegangen, so habe nichts getroffen; jejuner aber werde fleißig nach dem Hirsche schießen, um wieder in Übung zu kommen.“

Der Zugeländnis, leicht geschossen zu haben und der Übung gekommen zu sein, erklärt vielleicht den Mangel von Nachrichten aus den Jahren 1731 und 1731. Daß damals in den nächsten 14 Tagen noch keine Besserung mit dem Treffen der Hirsche eintrat, beweist der folgende Brief vom 10. September ebenfalls als Gatte: „In Gollau hat mich der Sekreiter in der Balde zum Briefen geführt. Stürche Stürche als Rechner sind nicht auf der Heide und im Bruche, wie es jaget. Der Hirsche, so ich gesehen, ist nur ein angelegter Reiter, sonsten aber habe wohl aber sechs Hund von manig bis dreißig Hirschen und Tieren gesehen, es ist aber sehr schwer, ihnen ankommen. Ein Tier habe ich angeschossen, weil aber der bafige Jäger keinen Schweißhund hat, so konnten wir dieses Schmalzieger nicht verlohnen. Sonsten habe mich diese Nacht zu unterscheiden Malen zum Schießen mit der Büchse und der Hinte ereizert. Heute nachmittag werde ich auch noch auf dem Balse nach dem Hirsche schießen.“

Das „angelschöne Schmalzieger“ war keine Glanzleistung, aber am 6. Oktober kann der Kronprinz bessere Erfolge melden: „Schickte bei Am 6. in me i t habe ich drei Hirsche von 8 Enden und einige Schmalzieger geschossen. Vorigen Montag habe ich bei Am i t h n drei Hirsche geschossen.“

Mit positionierten Jäger scheint man Friedrich in einer Umgebung aber trotzdem nicht einverstanden zu haben, denn General Graf von Schulenburg schrieb über den Kronprinzen an den Feldmarschall von Grumkow: „so oette chasson n'est pas fort de son gout.“ Einen merkwürdigen Gegenatz zu dieser Behauptung „Jagdsuppliment“ bildet dagegen ein Brief Friedrichs an seinen Vater vom Januar 1732, in dem es heißt: „Donnerstag bin ich auf dem Am i t h n i s e n Saggarten gewesen und haben an wansig Stück Gauen totgeschagt. Es sind acht hunde Schweine,

zwei Bächen und das übrige Frischlinge gewesen, sie gehen bei teigigen los und hat der Jagdschreiber ein Stücker zehn auf dem Balse verkauft.“ Dieses „haben“ läßt sich auf die Jagdgesellschaft oder das bismittige Jagdvergnügen beziehen, und Friedrich ist nur nicht den Taten, sondern dem Vater an die eigene Tätigkeit dabei glauben zu lassen. Delle gewißhaftig registriert er für die Borsche des Vaters das ökonomische Produkt der Jagd.

Friedrich Wilhelm kauft sich indessen nicht über die Abneigung seines Sohnes, denn er schreibt 1738 an Potsdam an den künftigen Kaiser von Anhalt-Desau: „Welt ich in die er Welt ausgehet habe, und also die der vor Zeit angucken will, um die ummäh Hosen einzugehen, indem Mein Älteste Sohn auch sein Viehhäber der Jagt ist noch werden wird usw.“ Er behält damit nur eine Stelle in „Herrschafts Bettres kühnere“, die schon über Jahre vorher folgendes Urteil schickte: „Enfin le prince royal aime tous les plaisirs raisonnables, hors la chasse, dont il creit l'occupation aussi deplaisante et guerre plus utile que celle de ramener un Cheminée“, d. h. die Jagd erachte dem Kronprinzen nicht anmutiger als eine Kaminjäger.

Daß mit der Kronbesichtigung Friedrichs II. und in den ersten Jahren seiner Regierung die sämtlichen Jagdgesellschaften Friedrich Wilhelms I. vernachlässigt wurden, ist bekannt. Derselbe Strich, den der Vater 1713 durch den Döfestei seines Borsängers gemacht hatte, scheint 1740 durch den Jäger Friedrich Wilhelm gezogen worden zu sein. Wallerhausen, Machow, der große Wildpark bei Potsdam mit seinem Jagdschloß Stern verdrängen. Die Umänderungen des Wildparks wurden von den Untertanen gelächelt und die Abgabe des Wildes nach dem Vater, was man dem Vater in den des Königs, der unter dem 8. Oktober 1743 den Ober-Jägermeister Grafen v. Schlieben bezieht: „Es soll zwei Meilen um Berlin und zwei Meilen um Potsdam kein Rebhuhn mehr geschossen, sondern nur Wild rekrutiert, auch ein Meile nicht abgeschossen werden. Was es erreichen, ist den Reihern oder Anbächen aus Gnaden concediert Jagden anzuweisen, daß sie sich der Jagd auf Rebhühner zu enthalten haben, widerigfalls die Concedierung in Gnaden einzugehen werden würde.“ Mit dieser Order scheint der König aber seinen Jwed nicht vollständig erreicht zu haben, denn im März 1744 richtete er die folgende Order an den Kammerpräsidenten von Dffen:

„Bester, besonders lieber Getreuer. Da ich zur Conservation des hiesigen Wegehens, und damit die Feldhühner, so ich zu Meinem Waiste hier herum auflesen lassen werde, desto mehr die Jagd mögen, vor möglich sein, was auch die nachstehenden Herren Grafen Sacro, Marguardt, Less, Baren und Sothre (Casthorn) geschonert werden müssen und ich daher gern sehe, daß Wir die Gerichtsbarkeit begehrt Jagd Marken, die Jagd darf auf Rebhühner und davor jährlich ein gewisses Obst nehmen, was ich auch zu den Markten fest beschleunigt bekannt machen, deren Meinung darüber und was ein jeder von ihnen für Überlassung der Jagd auf seiner Feldt Markt der Wildheit nach jährlich an Geld verhalten vernehmen, Euch darüber in eine Verhandlung einzulassen und sodann auf das allerhöchsterlauchte Euren Bericht an Mich inbetreff zur weiteren Resolution erlassen sollte. Ich bin Euer wohlaffectionierter König

Potsdam, den 15. Marty 1744. Friedrich.“ Nach langwierigen Verhandlungen kamen die vom König gewünschten Beträge zustande. Nur ein wenig Zeit, als Friedrich zum ersten Male auf seine Jagdgesellschaften, die er „zu jagen wünschte. Mit Ungehalt hatte er Jule „Bauconbucteur“ gebracht und am 19. Juni

